

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Wiesbaden, den 30. August 1905

XX. Jahrgang.

32.

Nachdruck verboten.

Zur Aufbewahrung und Haltbarkeit frischen Obstes.

Von E. Schulte-Liegnitz.

Um frisches Obst, namentlich Kernobst, in vielseitiger Weise zu verwenden und zu verpacken, wird eine entsprechende Verpackung bedingt, um es lange Zeit im frischen und gesunden Zustande zu erhalten. Die Erhaltung und zweckmäßige Aufbewahrung der Obstfrüchte bilden daher auch einen besonderen Theil der Obstkultur und erfordern nicht nur allein Kenntnisse von der verschiedenen Obstsorten, sondern auch über die Eigenschaften derselben in Bezug auf Lebensfähigkeit, Haltbarkeit, Aussehen und Reife. Je nachdem man die Eigenschaften der einzelnen Obstsorten kennt, ist man im Stande, dieselben länger frisch zu erhalten und vor Fäulnis zu schützen. Die Aufbewahrung und Konservierung kann demnach auf vielerlei Weise geschehen.

Die Erhaltung des frischen Obstes hängt wesentlich vom Zustand der Witterungsverhältnisse, in denen die Obstfrüchte zu liegen kommen, und von der Art und Weise ab, wie das Obst von den Bäumen heruntergeholt wurde. Ausgeschnittenes und geschnittenes Obst befindet sich in einem Zustand, der dem frischen Obst sehr ähnlich ist. Bei der Aufbewahrung des frischen Obstes wird man in erster Linie sein Augenmerk auf gutes Tafelobst richten, das sich länger hält und einen höheren Werth besitzt. Je werthvoller eine Frucht ist, desto schwieriger gestaltet sich auch die Aufbewahrung und Erhaltung. Sobald die Frucht vom Baume getrennt ist, beginnt sie nach dem Grade der Reife in den verschiedenen Stadien der Fäulnis zu verfallen.

Man beobachtet das Obst und die Säfte der Obstfrüchte auf dem Baume ihre volle Ausbildung erhalten haben, treten sie in den Zustand der Reife, der als Wendepunkt von besonderer Wichtigkeit ist, da von diesem die werthvollen Eigenschaften der Frucht abhängen. Dieses Stadium darf bei aufzubewahrenden Früchten in keiner Weise ausgetreten, da man die Reife künstlich aufhalten will, daher werthvolle und gute Tafelobstsorten in der Vollreife, sondern in der angehenden Reife zu ernten.

Obst, das in der vollendeten Reife geerntet wird, geht schon zu einer Zeit in den Fäulnisprozess über und wird rasch verderben. Bei Sommerobst tritt der Fäulnisprozess 10-14 Tagen ein, bei Herbst- und Winterobst tritt dieser erst viel später ein, daher sich die meisten Obstsorten vorzüglich zu einer langen Aufbewahrung eignen.

Die Haltbarkeit des frischen Obstes hängt neben der Reife von anderen Faktoren ab, die bei der Aufbewahrung, Verpackung und Einstellung in Kellern in Betracht kommen. Wie zum Beispiel die Verpackung mangelhaft ausgeführt ist, so verliert das Obst in einem Keller, der mit Feuchtigkeit gesättigt ist, so geht selbst ein gesundes Obst rasch zu Grunde.

Bei der Aufbewahrung sind alle leichten Sorten auszuwählen, sowie wurmfressige, verlegte und zerdrückte Exemplare zu vermeiden, weil jede Beschädigung stets einen Grund für die Fäulnis bildet. Gefährlich sind kleine Wunden und Risse an der Schale, d. h. der Schale, weil durch diese Oeffnungen die Luft eindringen, die unter der Einwirkung der Luft eine rasche Fäulnis herbeiführen. Beim Pflücken der Birnen ist zu berücksichtigen, daß diese Arbeit nur bei sonnigem, trockenem und warmem Wetter vorzunehmen ist, und die Früchte erst dann von den Bäumen zu nehmen sind, wenn sie am Baum hängen geblieben sind. Alle Obstsorten, die in kühlem Wetter geerntet werden, sind der Fäulnis sehr ausgesetzt, eignen sich daher weder zu weiten Transporten, noch zu einer längeren Aufbewahrung für den Winter. Frucht und noch gepflücktes Obst soll sofort verworfen werden, da es oft schon nach zwei bis drei Tagen von der Fäulnis ergriffen wird.

Äpfel und Äpfel, die zur Aufbewahrung gelangen, sind rasch bis zehn Tage vor Eintritt der Vollreife von den Bäumen zu pflücken, worauf sie zur Erlangung der erforderlichen Reife in luft-trockenen Speichern oder Bodenkammern auf trockenen Stroh in dünnen Schichten zum Ausblühen auszuliegen sind. Obstfrüchte, die so lange auf den Bäumen verbleiben, bis sie von selbst abfallen, enthalten zwar einen höheren Wasser- und Zuckergehalt, werden jedoch bald teigig, da sie an Gewürzstoffen und besitzen nur eine geringe Dauerhaftigkeit.

Die Winterfrüchte sollen solange auf den Bäumen verbleiben, bis sie vollständig ausgebildet und ausgereift sind, die grüne Farbe verlieren und von den Bäumen zu fallen beginnen. Nur wenn eine Kälte über 3 Grad R. eintritt, soll der Laub der Bäume infolge Krankheitserscheinungen abgeschnitten werden. Die Winterfrüchte zeitiger gepflückt werden, vorzeitig gepflücktes Obst schrumpft zusammen, wird teigig und verliert die Gestalt. Läßt sich ein Apfel oder eine Birne ohne Anwendung von Gewalt vom Baume reifen, so ist das Zeichen, daß die Frucht die Reife erlangt hat, und gepflückt werden kann.

Bei der Aufbewahrung in den Kellern sind die Früchte in einem rein wolkigen Tuche abzutupfen, wobei zu beachten ist, daß an den partiell gelagerten Exemplaren keinerlei Verletzungen zu geschehen.

Wie angegeben, hängt die gute Konservierung und Haltbarkeit von der Beschaffenheit der Lage des Obstes ab. Die alten Dingen darf der Obstkeller nicht zu tief im Untergrund liegen und am allerwenigsten mit dummer, feuchter und mörriker Luft gesättigt sein, sondern er muß eine reine und kühle Luft enthalten. In den Aufbewahrungsräumen muß eine gleichmäßige Temperatur herrschen, zumal ein Wechsel derselben in unangenehme Weise auf die Haltbarkeit einwirkt. Die Tem-

peratur kann zwischen + 2 und - 5 Grad schwanken, jedoch keineswegs über + 3 und - 6 Grad R. hinausgehen.

Um eine gleichmäßige Temperatur zu erzielen, empfiehlt es sich, die Kellerräume mit Doppelthüren und verschließbaren Fenstern zu versehen. Auch dürfen in den Kellern keine anderen Gegenstände namentlich stark riechende Stoffe, aufbewahrt werden, da die Früchte diese Ausdünstungen annehmen und den angenehmen Geruch verlieren. Gegenstände, die einen üblen, multigen Geruch verbreiten, sowie Gemüse aller Art, sind von den Obstkellern fernzuhalten.

Besteht der Aufbewahrungsraum die Anforderungen, die zur Erhaltung einer langen Dauerhaftigkeit bedingt sind, so werden die Früchte frei, ungepackt, höchstens dreifach auf aufgestellte Regale übereinander gelegt. Die Regale müssen einen Zwischenraum von 60-70 Zentimeter besitzen, damit man beim Wenden oder Einlegen mit der Hand gut durchgreifen kann. Die Bretter dieser Regale sollen nur von Laubholzern stammen, da Nadelholz, namentlich frische Schnittbretter, Parz absondern, das den darauf liegenden Früchten einen unangenehmen Geschmack verleiht. Statt glatte Bretter werden auch Gittern verwendet, die sich auch besser bewahren, indem eine geeignete Luftzirkulation stattfindet. Die Gittern werden entweder auf die Stellagen gelegt, oder als Einlagen bei Obstkörben verwendet. Das Gittermaterial soll nur aus Weidenruthen bestehen, keineswegs sollen jedoch Erlen- oder Bappelruthen zur Verwendung kommen, da diese Farbstoffe abgeben.

Partiell gelagerte Früchte können in mehreren Schichten bis zu 30-40 Zentimeter Höhe übereinander gelegt werden, wobei die Früchte so zu stellen sind, daß der Kelch nach unten und der Stiel nach oben gekehrt ist. Weichschalige Sorten sind nur zu zwei bis drei Lagen aufzuschieben und vorher nöthigenfalls in reines Seidenpapier einzuwickeln.

Die Aufbewahrung kann auch in Kisten und Fässern, zwischen Isolierstoffen, wie: pulverisirter Holzkohle, trockener Roggenstriebe und feinem Sand erfolgen. Werden die Früchte in Kisten oder Fässern aufbewahrt, so empfiehlt es sich, stets nur Sorten von gleicher Reifezeit und von ein- und derselben Sorte zu verwenden.

Im Verlaufe von vier bis sechs Wochen nach erfolgter Aufbewahrung sind die Früchte auf die Beschaffenheit zu prüfen und genau durchzugehen. Nüchtern oder schwarz gewordene Stücke sind sofort auszuscheiden, zumal sich die Fäule eines einzigen Stückes auf die Umgebung der nächsten Lage verbreitet und ein schnelles Verderben herbeiführt. Bevor man die Früchte zur Tafel bringt, empfiehlt es sich, diese mit einem weichen Tuche abzuwischen, da, wie bekannt, auf der Schale eine mit vielen Unreinigkeiten behaftete Staubschicht lagert. Gut aufbewahrte Obstsorten besitzen eine Dauerhaftigkeit von 6-8 Monaten, ohne von der Fäule angegriffen zu werden.

Weinbau und Kellerwirthschaft.

Der Werth des Stallbägers für unsere Weinberge. Der Stallbäuer ist nicht bloß wegen seines Stickstoffgehaltes und seiner Salze - Kali und Phosphorsäure - ein wichtiges Erzeugnis der von den Reben dem Boden entzogenen Bestandtheile, sondern er hat auch einen wesentlichen Antheil an der Verbesserung der physikalischen Eigenschaften desselben. Unentbehrlich ist er namentlich bei humusarmem Boden, da er demselben eine größere, wasserhaltende Kraft gibt, wodurch eine zu starke Verdunstung der in demselben vorhandenen Feuchtigkeit unmöglich wird; außerdem lockert der Stallbäuer den Boden derart, daß nicht bloß Feuchtigkeit, sondern auch Luft und Wärme einen leichteren Zutritt zu den Wurzeln haben, abgesehen davon, daß er selbst durch seine Fäulniswärme erzeugt. Im allgemeinen empfiehlt sich daher die Anwendung des Stallbägers zur Verbesserung des Obergrundes, jedoch nicht zur Untergrundverbesserung, in welcher letzterer Falle dem Stallbäuer die zur Verwesung nöthige Luft und Wärme fehlen würde, so daß der Dung lediglich vermodert und so für die Rebe verloren würde.

Sollte bei Johannisbeerwein die Gärung nicht eintreten, was bei diesem Fruchtwein mitunter vorkommt, so hilft gewöhnlich der Zusatz einer geringen Menge Weinhefe, welche durch gehöriges Umrühren gut vertheilt wird. Bildet die zu kühle Lagerung des Saftes die Ursache des Nichtgärens, so genügt es auch meist schon zur Herbeiführung der Gärung das Faß an einen wärmeren Ort zu bringen. Ist die Gärung eingetreten, so wartet man ruhig deren Ende ab, welches dann eingetreten ist, wenn das auf das Faß oder noch besser auf das offene Spundloch gelegte Ohr im Innern kein Rochen oder Brausen, überhaupt keine Bewegung mehr hört und spundet das Faß mit einem gut schließenden Korkpfropfen zu. Derselbe muß aber recht hoch sein, damit er ziemlich weit aus dem Faße hervorragt und abgenommen werden kann, ohne durch gewaltsames Herausnehmen desselben den Inhalt des Faßes zu erschüttern. So läßt man den Wein ruhig bis zum nächsten Frühling im Keller liegen.

Obst- und Gartenbau.

Unreife Früchte. Unreife, schadhafte, abgestühlte oder sonst verlegte und gequetschte Früchte werden sich unter keinen Umständen längere Zeit hindurch erhalten lassen. Die gebrochene, nicht mehr mit dem Baum verbundene und durch ihn belebte Frucht unterliegt sehr leicht der Fäulnis.

Größes Gebot für die Baumzüchter! Pflanze die Bäume in guten, fruchtbaren Boden und wähle neue Sorten, welche für deine Gegend ertragungsreich sind, und pflanze nicht zu vielerlei derselben. - Kaufe junge, kräftige Bäume aus guten, freigelegenen Baumschulen, und setze auf gut entwickelte, weitverzweigte Wurzeln, einen gesunden, kräftigen Stamm und eine ausgeglichene Krone. - Pflanze keine Bäume aus dem Walde, sie sind nicht werth, gesetzt zu werden.

Wirsichfrüchte leiden bei zu früher Ernte nicht nur an Güte, sondern man hat auch großen Quantitätsausfall zu beklagen. Die letzten Tage vor der Ernte bringen der Wirsichfrucht eine tägliche Gewichtszunahme von je 7 Gramm im Durchschnitt. Danach kann man den Schaden leicht berechnen. Es sollen nie sämtliche Früchte auf einmal geerntet werden, sondern man pflückt stets erst die größten, indem man den kleineren Zeit zum Wachsen und zu weiterer Ausbildung läßt.

Der Walnußbaum wird in der Jugend beschnitten, im Alter findet nur ein Auslichten statt. Jeder derartige Eingriff wird am besten Ende Juli bis zum September überwunden, um welche Zeit die Wunden wenig bluten und schnell verharben. Je seltener der Walnußbaum geschnitten wird, um so wohler ist ihm.

Gurken leiden außer durch die bekannten Pilzkrankheiten noch durch die rothgelben Larven einer Fliege. Die Nester derselben findet man in der Praxis nicht selten an den Knoten der Stengel. Treten diese Fliegen in einem Besande einmal auf, dann ist mit der Wiederkehr stetig zu rechnen. Die üblichen Bekämpfungsmittel versagen auch, wenn nicht die Kultur-erde im Kästen gewechselt wird, resp. im Freiland Fruchtwechsel erfolgt und keimfreier Samen bezogen wird. Treibkästen sind innen mehrmals mit Kupfervitriol zu bestreuen.

Pflanzenbindung. Eine Beimischung von Jauche zum Gießwasser bekommt Pflanzen, die in erster Tracht gebaut werden, sehr gut und schadet den übrigen selten. Nur muß man die Beimischung nicht zu stark nehmen und die Flüssigkeit möglichst wenig auf die Blätter, Ranken und Stengel kommen lassen. Gurken, Kürbis, Kohl, Sellerie (nicht bei trockenem Wetter, weil sie dann stöckig werden), Porree etc. lieben einen solchen Düngungsgrad. Nach einem durchdringenden Regen kann man ihn ziemlich stark machen, ohne Pflanzen, die gut gebüngten Boden lieben, zu schaden. Wenn man keine Jauche hat, kann man sich leicht einen Ersatz schaffen, indem man in einem großen Kessel mit Wasser einige Pfund Guano auflöst. Das Wasser bleibt einige Tage in der Sonne stehen und wird häufig umgerührt. Pflanzen, die noch nicht gut angewachsen sind oder ein geringes Wurzelvermögen besitzen, dürfen keinen Düngerguß bekommen.

Azaleen sind jetzt einige Zeit etwas knapp mit dem Gießen zu halten; dadurch werden die Pflanzen zu reichlichem Knospenansatz gezwungen. Gebüngt darf nicht mehr werden, jedoch sind die Pflanzen für ein tägliches Ueberbrausen recht dankbar. Es genügt dies schon, um die Pflanzen vor dem Trockenwerden zu bewahren.

Vermehrung der Rosen durch Stecklinge. Man schneidet die Stecklinge von jungem, aber reifem Holze und achtet darauf, daß sie 2-4 Augen haben. Knapp unter dem Auge, schräg nach unten, schneidet man mit einem sehr scharfen Messer den Steckling ab, kürzt die Blätter bis auf die untersten bleibenden Nebenblätter, pflanzt ihn in einen kleinen Topf, welcher zur Hälfte mit einer Mischung von Sand und Lauberde oder Komposterde gefüllt ist und deckt ihn mit einer Glasglocke zu. Die beste Zeit zum Pflanzen ist der August, und wurzeln die Stecklinge in diesem Monat bei sorgfältigem Feuchthalten sehr schnell. Die Frühjahrsmehrung ist bedeutend mühsamer und unsicherer.

Landwirtschaftliche Landes- und Jubiläums-Ausstellung. 1736/302

Mainz, 14.-18. September 1905.

Bienen-Honig

(garantirt rein)

des Bienenzüchter-Bereins für Wiesbaden und Umgegend.

Jedes Glas ist mit der „Bereinsplombe“ versehen.

Verkaufsstellen: Quint, Marktstraße, Vogt, Hellmuthstraße, Rathgeber, Moritzstr. 1, Sauter, Oranienstraße, Oranienstraße 50, Hofmann, Adelsstraße 50, Weber, Kaiser-Friedrichstr. 2, Groll, Goethestraße, Ecke Adelsallee 5824

Brauer-Akademie

Beginn des Wintersemesters am 1250/257

Worms a. Rh.

18. October 1905.

Prospecte durch E. Ehrlich.

Für Placierung der Absolventen ist man bemüht.

Patente etc. erwirkt

Ernst Franke, Civ.-Ing.

Bahnhofstr. 16

Weltausst. St. Louis 1904: Höchste Auszeichnung, Grand Prix



Globus-
Putz-Extract
putzt besser als jedes andere
Metall-Putzmittel.



Nr. 202:

Mittwoch, den 30. August 1905.

20. Jahrgang

Sein Dämon.

Roman in zwei Abtheilungen von Franz Treller.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Henry sah dieselben dunkelblauen Augen vor sich, die ihm der Spiegel in seinem Gesichte zeigte, und ein eigenartiges, unerklärliches Gefühl überkam ihn, das sich verstärkte, als die weitgeöffneten Augen des Fremden ein unverkennbares Staunen verriethen.

Doch das schwand bald, um einem Zuge der Enttäuschung zu weichen. Aber auch dieser schwand dahin vor dem Ausdruck herzinniger Freundlichkeit, mit dem der Fremde Henry die Hand entgegenstreckte.

„Ich bin Ihnen verpflichtet, Sir“, sagte er, „nehmen Sie meinen herzlichsten Dank.“

„O Sir“, entgegnete der Jüngling mit dem lebenswichtigen Lächeln, das so kindlich war und ihn so gut kleidete, „es ist nicht der Rede werth. Konnte doch nicht ruhig zusehen, wie der Bursche frech wurde.“

„Er hätte Ihnen gefährlich werden können.“

„Mir?“ Henry lachte im Bewußtsein seiner ungewöhnlichen Körperkraft. „Nein, Sir.“

Der Blick des älteren Mannes ruhte mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem Anblick der edlen, so muskulösen Gestalt Henrys. Doch dann wandte er das Haupt ab, und ein Zug von Wehmuth erschien in seinem Gesichte.

Henry konnte das nicht gewahren, denn als der Fremde ihn wieder ansah, war sein Gesicht ruhig, freundlich, wie vorher.

„Sie sind in Arkansas zu Hause, Sir?“

„Zu Hause? Für den Augenblick ja, in Greenville, doch bin ich in Kansas aufgewachsen. Henry ist mein Name.“

„Sie treiben Landwirtschaft?“

„Nein, ich studiere“, gab Henry lächelnd zur Antwort, „und bin jetzt auf der Reise, mein Examen abzulegen.“

Die Erscheinung des jungen Menschen war so elegant, sein Englisch, das er von Mrs. Hunter hatte, die einst bessere Tage sah, ehe sie das Weib eines fahrenden Banditen wurde, war so rein, überdies auch noch durch den Umgang mit des Doktors Familie vervollkommenet, daß der Fremde nicht zweifelte, den Sohn eines reichen Grundbesizers vor sich zu haben.

„Sie sind Jurist?“ Am häufigsten studiren die jungen Leute aus guter Familie Jura, um später eine Rolle im öffentlichen Leben spielen zu können.

Henry lachte fröhlich auf. „Was aus mir wird, weiß ich noch nicht, Sir, aber sicher kein Rechtsverbreher.“

Mit der Offenheit der Jugend plauderte er fort: „Ich suche Wilmington auf, Wilmington bei Hartington. Gegen Sie weiter hinab, Sir?“

„Ich weiß es noch nicht“, entgegnete der Fremde, und sein Auge schaute in die Ferne. „Ich komme den Missouri herab und werde wohl in New-Orleans landen. Ich heiße Wanderer und bin, was mein Name besagt, ein Wanderer, ein ruheloser Wanderer.“

Henry sah den Mann mit dem ernststen, durchgeistigten Gesicht überrascht an: „Ah — kommen Sie aus den Prärien, Sir?“

„Auch daher!“

„Sind sie nicht herrlich in ihrer Endlosigkeit, gewaltig?“

„Ja, das sind sie, sie gleichen dem Ozean in ihrer eintönigen Majestät. Also Sie kennen die Prärie auch?“

„Ja, ich verdanke den Savannen in Kansas meine ersten großen Eindrücke.“

„Die Ebene ist gewaltig, Sie haben recht, wie dieser Strom, wie die gesammte Bodengestaltung in diesem Lande.“

„Sie kennen die Staaten?“

„Ich kenne sie.“

„Doch wo ist Ihre Heimath?“

„Meine Heimath?“ Es klang in dem Tone, mit dem diese Worte gesprochen wurden, etwas Schmerzlich, das dem jungen Manne nicht entging.

„Sie liegt weit ab von hier.“ Er sah auf den Strom hinaus und schwieg.

Henry fragte nicht weiter, doch fesselte ihn immer das Gesicht des Fremden, und er sah ihn an. Er kostete auch, der Mann würde ihn anreden, doch verhielt dieser sich schweigend, fast als hätte er ihn vergessen. Henry ging auf und ab am Deck und sehte sich dann wieder zu dem Manne.

„Sie begeben sich zu Verwandten, mein junger Freund?“ fragte dieser unerwartet.

„Das nicht“, erwiderte mit fröhlichem Gesicht Henry, „nur zu einem Eichtägen, das mir meine Lektion abhören soll.“

Auch in dem ersten Gesicht des Fremden erschien ein Lächeln, als er das so glückliche Gesicht des Jünglings vor sich sah. Er nickte leise vor sich hin und sagte in deutscher Sprache: „Ja, ja, die schöne Zeit der jungen Liebe.“

Henry fühlte einen Drang, dem ernststen Manne, der so freundlich gegen ihn war, von seiner Vergangenheit zu sprechen, doch hielt ihn der Widerwillen, die Familie Hunter zu erwähnen, davon zurück.

Diese Familie, in der sein einziger Anhaltspunkt die, wie er wohl wußte, tief unglückliche Frau gewesen war, stand jetzt, nachdem er Clara Stanfords kennen gelernt und in den Familienkreis des Doktors aufgenommen war, nachdem der alte Hunter auf dem Schafott geendet, der eine Sohn im Zuchthause weilte, der zweite vom Richter gesucht wurde, in ihrer ganzen nackten Scheußlichkeit vor ihm. Früher hatte er sich, obgleich ihm das dunkle Treiben der Hunters nicht unbekannt war, in den Wald geflüchtet, um ihrer Gemeinschaft zu entgehen, auch hatte er sie nur für Diebe gehalten, die die Viehweiden auf dem Lande und die Röhre auf dem Strom besaßen. Daß sie Blug vergossen hatten, erfuhr er erst durch die Gefangennahme der Leute.

Dies alles band ihm die Zunge, obgleich ihm der Fremde ein unerklärliches Vertrauen einflößte. Er unterhielt sich damit mit dem Reisegefährten von der Jagd und den Jagdthieren, und dieser staunte über die Kenntnisse, die der junge Mann vom Thierleben hatte. Er mußte ein fleißiger und aufmerksamer Beobachter gewesen sein.

So vergingen die Stunden rasch, und der Abendstern leuchtete, wo Henry das Schiff verlassen mußte, um nach Wilmington zu kommen.

Als der Dampfer seine Fahrt verlangsamte, verabschiedete er sich von Mr. Wanderer.

Dieser reichte ihm die Hand, sah ihm lange ins Gesicht und sagte mit herzlichem Tone: „Sie sind jung und haben das Leben noch vor sich, möge es ein glückliches sein!“

Henry dankte für den guten Wunsch und fügte hinzu: „Es würde mich freuen, Ihnen wieder zu begegnen, Sir!“

„Vielleicht führt uns das Geschick noch einmal zusammen.“

Als Henry das Schiff verlassen wollte — er trug seine Büchse in der Hand — nahte sich ihm der Packer, der am Vordeck geessen hatte, und bot ihm einen Gang am Lande an, da der Kapitän einen regelrechten Kampfsport an Bord nicht dulden wollte.

Lachend erwiderte Henry dem Packer, er habe gar nicht die Absicht, sich von ihm die Augen blau schlagen zu lassen, wenn er aber mit in den Wald kommen wolle, könnten sie die Sache mit der Büchse ausmachen, er sei seines Vieles auf zweihundert Schritt sicher.

Unter dem Gelächter der Umstehenden mußte der kampfeslustige Burche seinen Geier abziehen sehen.

Lange sah ihm der Reisende, der sich Wanderer genannt hatte, nach.

Ein prächtiger Jüngling, eine reine, unverdorrene Natur, die noch fröhlich in dieses Dasein schaut.

Das Schiff setzte sich in Bewegung. Einige Meilen stromab begegnete ihnen einer der Riesendampfer, die den gewaltigen Strom bis weit hinauf befahren. Dies zwang das kleine Boot, mehr nach dem linken Ufer auszuweichen, als dem Kapitän lieb war. Die gewaltigen Wellen, die der große Dampfer aufwühlte, warfen den kleinen und auf einen der Schiffahrt so gefährlichen „Snaps“, der dicht unter der Oberfläche lag. Die Folge war ein Led, das den Kapitän zwang, schleunigst ins Ufer anzulaufen, das Fahrzeug auf Grund zu setzen und seine Passagiere auszuschießen.

Unter dem Hammer und Schreien ringsum ging allein Mr. Wanderer, eine Reisetasche in der Hand, ruhig an das Land und verschwand in den das Ufer einfümmenden Büschen.

* * *

Im Park zu Wilmington, im Schatten der Platanen, in dem sie dem Waldmann Unterricht im Lesen und Schreiben erteilt hatte, sah Klara Stanford im Sinnen verloren.

Sie hatte sich in den letzten Monaten auffallend verändert. Die Gestalt war voller geworden und hatte das Kindliche verloren, das ihr noch anhaftete, als Henry sie dem Bieneriver entriß.

Das hübsche Gesichtchen war so lieblich und unschuldsvoll wie früher. Sie hielt ein Buch in der Hand, aber sie las nicht, ihre Gedanken waren in das Weite gerichtet.

Ihre Gedanken mußten erfreulicher Natur sein, denn dann und wann spielte ein glückseliges Lächeln um die frischen Lippen.

Sie gewahrte nicht, wie ein junger Mann mit Hilfe eines Baumastes mit dem Sprunge eines Leoparden die Balkenwand überbrang, die den Park vom angrenzenden Walde schied.

Sie hörte nicht den leichten Schritt, der dem des Jägers gleich, der ein Wild beschleicht.

Sie sah das fröhliche Gesicht nicht, das da zwischen den auseinandergebogenen Zweigen hervorlachte, das Auge mit lebhafter Bewunderung an ihrer Gestalt hastend. Ein geräuschvoller Schritt machte sie endlich aufschauen, und ein Schrei entfloß den rosigen Lippen, und Purpurluth färbte Antlitz und Waden. Da stand — ja er war es — da stand der Jüngling, den sie in der rauhen Waldmannstracht gesehen, in der Tracht der vornehmen Söhne des Landes — und sein Gesicht strahlte von der Freude des Wiedersehens.

„Mr. Henry“, entrang es sich mehr ihren Lippen, als sie es sprach.

„Ob' ich Sie erschreckt, kleines Eichkätzchen? Aber ich wollte nicht durch die langweiligen Diener angemeldet werden, ich hatte eine Ahnung, daß ich meine kleine Lehrerin hier treffen würde. Sind Sie böse, Miß Klara?“

„Nein“, erwiderte sie, und reichte ihm schüchtern die Hand, und in ihrem Blick spiegelte sich die Bewunderung wieder, die ihr die edle Gestalt des Jünglings, sein so freundliches, schönes Gesicht einflößten, zugleich mit der Freude ihres Herzens.

Er nahm die Hand und drückte sie sacht.

„Ja, staunen Sie nur, Miß Klara, der Waldbauer ist abgestreift, und ich bin ein so zahmer Burche geworden, als nur je einer Glacehandschuhe über seine Hände gezwängt hat.“

Sie staunte merklich über die elegante Erscheinung Henrys, die auch für die besten Kreise nichts zu wünschen übrig ließ,

während die frische und männliche Kraft des jungen Mannes nicht darunter litt.

„Ich lebe mit Vergnügen, Mr. Henry, mit welcher Leichtigkeit Sie auch äußerlich den vollkommenen Gentleman repräsentieren.“

„Nicht wahr?“ erwiderte er lachend, „man hielt mich überall für einen Schulfuchs vom Churchoflege und hatte mich sogar im Verdacht, daß ich imstande sei, ein Klavier zu mißhandeln.“

„Sie haben fleißig studirt, Mr. Henry, wie ich von Papa höre.“

So vertraulich sie mit dem Jäger umgegangen war, jetzt konnte sie eine Verlegenheit nicht loswerden, die, wie sie fürchtete, ihr etwas Gezwungenes gab, und doch freute sie sich so sehr, viel mehr, als sie sagen konnte.

„Ja, fleißig“, sagte er, „und alles Ihnen zu Liebe, Eichkätzchen“, — sie erröthete wieder, — „o, nehmen Sie es nicht übel, wenn ich so vertraulich rede, aber wahr ist es. Es war schwer, und oft war ich im Begriff, die Bücher fortzuschleudern und in den Wald zu laufen, aber dann fiel mir ein, daß das meiner kleinen Lehrerin Kummer bereiten würde, und dann nahm ich sie wieder her und lernte — lernte — o — ich habe das Zeug zu einem Professor, meint mein deutscher Doktor.“

Sie lachte seinem einfachen und so herzlichen Geplauder mit einem Gefühl unendlichen Glückes und fühlte fast, wie der Strahl dieser guten, ehrlichen Augen bis tief in ihr kleines Herz drang.

„Das ist sehr schön, Mr. Henry, und ich freue mich wirklich sehr über Ihre Fortschritte.“

„Ja, kolossal“, sagte er und lachte, „ich kann es jetzt schon mit vierzehnjährigen Burchen aufnehmen. Ein großer ABC-Schütze, was, Miß Klara?“

Jetzt lachte sie mit und sah in sein vergnügtes Gesicht, so treuherzig und liebevoll, wie er sie anblickte.

„Ich bin hereingekommen wie der Marder in den Taubenschlag, aber ich wollte Sie doch vor allen anderen sehen. Jetzt wegen komme ich ja nur. Aber nun will ich mich auch bei Mr. Stanford melden, der mir die Fürsorge eines Vaters erweist.“

„Wir wollen ihn auffuchen, Mr. Henry, kommen Sie“, und fröhlich wie ein Kind schlug sie den Pfad ein, der zum Herrenhause führte.

Nicht ohne Erstaunen sah Mr. Stanford, der auf der Veranda saß und die Zeitung las, sie kommen. Auch ihn, ob er gleich mehrmals Henry besucht hatte, überraschte die vornehme Erscheinung Henrys, den freilich, was Kleidung und Büsche anbetraf, Mrs. Wagner unter ihre besondere Obhut genommen hatte, mehr noch das glückselige Aussehen der beiden jungen Leute.

„Hier ist Mr. Henry, Pa.“

„O, Mr. Henry“ — und trotz allen Wohlwollens für den jungen Mann nahmen seine Züge einen gemessenen Ernst an. Sollte er sich in seiner Berechnung getäuscht und mit dem Besuche Henrys zu viel gewagt haben? Klaras strahlendes Augenpaar ließ an ihrer Freude über des jungen Mannes Auskunft nicht zweifeln.

„O, Mr. Henry —, wie kommen wir denn hier herein?“

„Nach Indianerweise, Mr. Stanford, aber ich mußte erst die Platanen auffuchen, wo die kleine Lehrerin hier ihren großen Schüler so in Verzweiflung gebracht hat. Wie ich hoffte, fand ich auch Miß Klara an ihrem Lieblingsplatz.“

Die Offenheit, die Treuherzigkeit des Jünglings verschüchelten Mr. Stanfords Mähmuth, er reichte ihm die Hand und sagte: „Seien Sie willkommen auf Wilmington, obgleich ich wünschte“, fügte er mit einem Lächeln hinzu, „Sie wählten für die Zukunft die gewöhnliche Eingangspforte.“

„Verzeihen Sie, Sir, aber es steckt noch etwas vom Wilden in mir, werde mich bessern, Sir.“

„Mr. Henry hat es gut gemeint, Pa, er wollte mich, die er doch aus dem Wasser geholt hat, erst allein sehen.“

„So, so“, sagte Mr. Stanford, „nun, die Ueberraschung scheint ja gelungen zu sein. Wo haben Sie denn Ihr Gepäck, Mr. Henry?“

„Kommt mit dem Wagen, Sir, aber ich bin vorangeeilt, ich sehnte mich doch sehr hierher.“

„Om, hm“, brummte der alte Herr.

Gegen die Harmlosigkeit der beiden Kinder war nicht aufzukommen, aber er begann zu bereuen, daß er Henry zu Besuche eingeladen hatte. Der Waldmann bewegte sich in der Tracht eines Modeherrn mit der ihm angeborenen ungezwungenen Anmuth und Sicherheit eines Salonmenschen, da war nichts Fiktives, was ihm im Vergleich mit den Söhnen der vornehmen Grundbesitzer einen komischen Anstrich hätte geben können.

(Fortsetzung folgt.)



Ueber den „Triumph der Postkarte“ veröffentlicht Charles G. Ammon in der englischen Monatschrift „The Worlds Work and Play“ einen längeren Artikel, in dem er die wichtigsten Daten über die uns heute unentbehrlich gewordene Einrichtung zusammenstellt. Er erinnert zunächst daran, daß die Idee der Postkarte aus Deutschland stammt, und zwar von dem Generalpostmeister Dr. v. Stephan. Im Jahre 1865 unterbreitete er auf einer Postkonferenz in Karlsruhe den Delegierten der deutschen Postverwaltung seinen Plan einer offenen Postkarte, der aber verworfen wurde, weil der deutsche Postdienst noch nicht genügend organisiert wäre und weil die Annahme des Planes zu einer Verminderung der Einnahmen führen könnte. Die österreichische Postverwaltung nahm jedoch auf eine Anregung, die von Dr. Emanuel Herrmann in Wien in der „Neuen freien Presse“ ausging, den Plan auf, und die erste Postkarte wurde am 1. Oktober 1869 in Wien ausgegeben. In drei Monaten waren fast drei Millionen Karten verkauft. Dieser Erfolg der Postkarte bewog auch die anderen Staaten, die Postkarte einzuführen. Der Norddeutsche Bund nahm sie 1870 an; am 1. Juli waren auf allen Postämtern in Norddeutschland Postkarten zum Preise von einem Silbergroschen käuflich. Am ersten Tage wurden in Berlin allein 45 468 Karten verkauft. Bald erstreckte sich die Postkarte auch auf Süddeutschland; vom August 1870 an wurden auch zwischen den deutschen Staaten und Oesterreich-Ungarn Karten ausgetauscht. Großbritannien folgte im Jahre 1870 mit der Annahme der Postkarte, die Schweiz führte sie auch noch in demselben Jahre ein, und 1871 erschien sie in Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Kanada. Rußland, Frankreich und Ceylon führten die Postkarte 1872 ein, Chile, die Vereinigten Staaten, Serbien, Rumänien und Spanien 1873, Italien 1874, Japan und Guatemala 1875 und Griechenland 1876. Die Nachfrage nach Postkarten in den Vereinigten Staaten war so groß, daß im ersten halben Jahr nach ihrer Einführung 60 000 000 Karten verkauft wurden. In Griechenland sind im letzten Jahr 613 700 000 Postkarten ausgegeben worden, eine Vermehrung um 25,5% gegen das Vorjahr, während die Zahl der Briefe in demselben Zeitraum nur um 7,10% zugenommen hat. Die Antwortpostkarte wurde in Deutschland 1872 eingeführt, in England ein Jahrzehnt später. Wie beliebt die Postkarte auch in Indien ist, zeigen die Jahresberichte der Postverwaltung. Im Jahre 1900 bis 1901 wurden 218 351 317 Postkarten in Indien ausgegeben, 11 888 049 mehr als im Vorjahr. Der Verbrauch von Postkarten stieg aber noch bedeutend durch die Erfindung der Ansichtspostkarte. Die erste Ansichtspostkarte wurde von einem Photographen in Passau gedruckt, der eine gewöhnliche Postkarte auf chemischem Wege lichtempfindlich machte und darauf eine Ansicht seiner Vaterstadt druckte. Der Gedanke fand Anklang, und diesmal galt der Prophet sogar am meisten in seinem Vaterlande, denn nirgends ist der Verbrauch an Ansichtspostkarten so groß wie in Deutschland, wo der Bedarf jetzt wohl 1 000 000 000 erreicht hat (nach dem offiziellen Bericht waren es für das Jahr 1900 736 000 000 Ansichtspostkarten). Die Ansichtspostkarte hat sogar die Zensoren in verschiedenen Ländern beschäftigt. Die russische Regierung verbietet z. B. die Verwendung von Tolstois Bild für Postkarten. In der Türkei darf keine Ansichtspostkarte in Umlauf gesetzt werden, die den Namen Gottes oder Mohammeds, eine Zeichnung der Kaaba oder das Bild einer Mohammedanerin trägt. In Frankreich sind kürzlich bei einer einzigen Gelegenheit 80 000 Karten vernichtet worden. Eine Karte wurde unterdrückt, weil sie die Gestalt des Königs von Portugal lächerlich macht, eine andere wegen Stacheln. Die wertvollsten Ansichtspostkarten sind jedenfalls die, durch die der Empfänger einen Monat lang für 1000 Mk. gegen Unfall versichert ist. Auch die Ansichtskarten sind, wie man weiß, ein beliebtes Objekt für Sammler geworden, und so erhalten sie oft einen hohen Wert. Eine Serie Dreyfus-Karten z. B., die ursprünglich 1/2 Fr. kosteten, haben jetzt einen Wert von 130 Mk.

Die Gestalt Schillers. Schiller war im Jahre 1779 mit 6 Fuß 2 Zoll 2 Strich wüchsig. Der zweite Mann im ersten Glied der Elven; als erster rangierte Kapf (7. Marb. Rechnungsabser. 1902/03 S. 93.). Außerdem überragten Sch. noch zwei der Kavaliere und die drei längsten der Musici. — Beim Austritt aus der Akademie maß Schiller 6 Fuß 3 Zoll = 1,787 Meter. In Weimar soll Schiller als der größte Mann der Stadt gegolten haben. Selbst wenn er nach dem einundzwanzigsten Jahre nicht mehr gewachsen ist, überragte er Goethe um 0,05 Meter. Zeit seines Lebens hielt Schiller seine lange, ebenmäßig gebaute Gestalt militärisch aufrecht. „Sein Gang“, meldet Karoline von Wolzogen, „hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber bei innerer Bewegung wurde sein Schritt fester.“ Dazu nehme man die Stelle bei Eckermann, wo Wiener sagt: „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz; nur die Augen waren sanft.“ „Ja“, erwiderte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft.“ Von dem Aussehen des Regimentsmedikus entwirft Scharffenstein ein groteskes Bild, das aber mehr den Eindruck des steifen, unfähigen

Kopfes als den der äußeren Persönlichkeit Schillers wiedergibt. Insofern die drastische Beschreibung den unnatürlichen Zwang der Uniform schildert, ist sie zutreffend, sonst mit Vorbehalt zu gebrauchen. Nach ihm waren die Augen dunkelgrau, in der Tat waren sie blau („zwischen blau und lichtblau“ nennt sie Karoline von Wolzogen). Wie bei der Mutter waren sie leicht entzündlich, „rot umgrenzt“ (Scharffenstein); Schiller selbst spricht in einem Brief an Lotte von seinem „kurzen Gesicht“. Die rotblonden, buschigen Augenbrauen traten bei der Nasenwurzel mehr zusammen, seine Stirn war breit und gewölbt, die Stirnknochen etwas hervorstehend. Der Hals war schlank und lang (Karl Moers „langer Gänsehals“), die Hautfarbe war weiß, in der Jugend sommer-sprossig. „Das Rot der Wangen zart. Er errödete leicht“ (Karoline von Wolzogen). Von der Lippenbildung sagt Scharffenstein: „Der Mund war voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor, es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus.“ Ähnlich Karoline von Wolzogen: „Die Unterlippe stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner Empfindung.“ Das Kinn war stark und trat etwas hervor. Die Nase nennt Scharffenstein: „dünnknorplich, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart (?) und spitzig.“ Peterfen aber findet sie in der gleichen Zeit „eingedrückt“, Streicher „schön geformt“. Im Scherz sagte Schiller, er habe an der von Natur kurzen Nase so lange gezogen, bis sie eine Spitze bekommen habe. Jedenfalls war sie groß und schmal und erst in der Mitte gewölbt, also keine eigentliche „Mlernase“, bei der die Wölbung an der Wurzel beginnt.

Eine einzigartige indische Zeremonie. Ein indisches Blatt berichtet: Eine Dame unter den Hindu, Sreimati Jwaladevi, von adeliger Familie in Amritsar, hat ihre fünfte Generation gesehen. Sie ist die Witwe des Rai Gyan Tchand und Mutter von Sardar Bahadur Lakschmi Sahai, des Prinzen von Amritsar. Im November vergangenen Jahres wurde dem Sardar Bahadur ein Großknecht geboren, seines ältesten Sohnes Enkel. Gemäß den Hinduischriften hat dadurch die alte Dame die Seligkeit erlangt und wird bei ihrem Tode ins Reich der Götter und in deren Reihen treten. Zu Ehren des Urorenkels hat sie eine einzigartige Zeremonie abgehalten: Swarga Sopanarohanam (Aufstieg gen Himmel mittels einer Leiter). Zahlreiche Damen und Herren hatten sich als Zuschauer versammelt. Der Familienpriester hatte eine Plattform errichtet; darauf setzte sie sich nach einem Bade in Wasser vom Ganges. Nach einem zweistündigen Dankopfer wurde ein Haufen Reis vor sie hingestellt und eine kleine goldene Leiter darauf gelegt. Darauf wurde das neugeborene Kind hereingebracht und der Dame in den Schoß gelegt, die es zum ersten Male sah und dem Himmel dafür dankte, daß sie ihren Urorenkel sehen durfte. Dann setzte sie ihren rechten Fuß auf die oberste Sprosse, der Leiter — und ringsum ertönten Heilrufe, und alle Familienmitglieder und Freunde überschütteten sie mit Blumen. Blasinstrumente spielten, und Hymnen wurden gesungen. Hierauf verschenkte sie Goldschmuck und Geld, Reis und Kleidungsstücke an Arme und Bedürftige. Jeder aus der Versammlung schritt dann an ihr vorbei und verneigte sich vor ihr, und sie gab ihm Früchte und Süßigkeiten. Selbst die ältesten Leute in Amritsar sagen, daß man so eine Zeremonie nie zuvor gesehen hat.

Das Urbild des Robinson. Es sind nun schon über 200 Jahre seit der Landung des Matrosen Alexander Selkirk auf der Insel Juan Fernandez verfloßen, dessen Erlebnisse zu dem berühmten Roman Daniel Defoes Robinson Crusoe Veranlassung gegeben haben. Vielfach herrscht die Meinung, daß allein Selkirks Bericht für den Roman maßgebend gewesen sei. Demgegenüber haben andere Autoren speziell auf die Abenteuer eines Moskito-Indianers aufmerksam gemacht, der ebenfalls, und zwar vor Selkirk, auf Juan Fernandez ein Einsiedlerleben führen mußte. Die bei uns wenig bekannten Erlebnisse dieses Moskito-Indianers, die gleichfalls sicher zu dem englischen Roman Stoff geliefert haben, seien hier kurz mitgeteilt. Der Fall ereignete sich, wie der berühmte englische Seefahrer Dampier erzählt, während der Kämpfe der englischen Kibustier mit den Spaniern; Kibustier hatten 1680 vor der Fiegeninsel Halt gemacht, um zu jagen und Vieh an Bord zu nehmen. Als aber unerwartet drei spanische Kriegsschiffe erschienen, die offenbar die Aufgabe hatten, die Buchten der Felseninsel nach Kibustieren abzusuchen, da mußte der Kapitän so eilig in See gehen, daß man einen Indianer, der sich im Walde auf der Jagd befand, nicht mit an Bord nehmen konnte. Dieser Indianer gehörte zu dem kleinen Stamme der Moskitos, der am Karaischen Meere in der Nähe des Kaps Gracias a Dios heimisch ist. Diese Moskitos waren auf den englischen Schiffen wegen ihrer Geschicklichkeit im Fischfange sehr beliebt. Der vom Kapitän zurückgelassene Moskito-Indianer ist nun das Prototyp des Robinson. Er lebte mehr als drei Jahre als Einsiedler. Erst im März 1684 wurde er durch Kapitän Cowley aus seinem Inselgefängnis befreit. Cowley kam am 22. März 1684 vom Feuerlande her mit seinen Schiffen zur Fernandez-Insel und warf am darauffolgenden Tage in einer Bucht an der Südseite Anker. Sofort wurden Boote ausgesetzt, um nach dem Moskito zu suchen. Dieser hatte die Schiffe kommen sehen und alsbald die Engländer erkannt. Darum hatte er sofort drei Siegen erlegt, um das Schiffsvolk Cowleys damit zu bewirken. Vorher hatte er mehrfach auch Spanier in der Nähe der Insel gesehen. Diese hatten sogar, weil sie von seiner An-

wesentliche Hände erhalten hatten, auf ihn Jagd gemacht, ihn aber in seinem Versteck nicht gefunden. Als er allein auf der Insel zurückblieb, war er noch im Besitz eines Gewehres und eines Messers gewesen und hatte ein kleines Pulverhorn mit Pulver und etwas Blei. Als er die Munition verschossen hatte, ersann er ein Mittel, den Büchsenlauf mittels seines Messers in kleine Stücke zu zerlegen und Harpunen, Angeln, Speereisen und auch ein langes Messer daraus zu verfertigen. Mit seinen Flintenfeinen und einem Stückchen Eisen, das er von den Indianern hatte hängen lernen, machte er Feuer an und die Stücke Eisen darin glühend, hämmerte sie dann mit einem Stein in die gewünschte Form, zerschchnitt sie mit einer Säge, die er aus seinem Messer hergestellt hatte, schloß sie spitz und gab ihnen die nötige Härte. Zu diesen zeitraubenden und mühevollen Arbeiten bemerkte Dampier: „Dies wird einem, der die Verschlagenheit der Indianer nicht kennt, wunderbarlich vorkommen; allein alles dies machen sie auch in ihrem Lande, wo sie ihr Fischgerät ohne Esse und Amboss verfertigen, wenn es auch viel Zeit kostet.“ Ehedem Mosquito seine Angel fertig gebracht hatte, mußte er sich mit der schlechten Kost vom Fleische der Seefalber begnügen. Später fing er diese Tiere nur, um aus der Haut Riemen zu schneiden und Angelschnüre zu verfertigen. Eine halbe Meile von der See hatte er eine kleine mit Stiegenfellen überzogene Hütte errichtet und darin sein Lager, zwei Fuß hoch auf Pfählen über dem Boden, ebenfalls mit Fellen bedeckt. Seine Kleider, die ihm der Kapitän geschenkt hatte, waren bald abgetragen und zerrissen; später trug er nur ein Fell um die Lenden. — Alexander Selkirk blieb allerdings länger als sein Vorgänger auf der Insel, im ganzen vier Jahre und vier Monate.

Blumenkampf in Steiermark. Am reinsten und treuesten haben sich unsere altdaustischen Volksgebräuche wohl im schönen Steiermark erhalten. Da ist fast jeder bedeutendere Tag im Jahr mit einem besonderen Brauch begabt, der auch heute noch in den meisten Gegenden innegehalten wird. Dem bekannten Dichter Peter Rosegger gebührt das Verdienst, in seinem Buche „Volksleben in Steiermark“ diese oft sinnigen Volksgebräuche seiner Heimat auch andern zugänglich gemacht zu haben. Zu ihnen gehört der „Blumenkampf“. Will ein wohlbestellter, weit gefannter und genannter Bauernhof seinen hellklingenden Aufschwung,“ schreibt Rosegger, „so muß er darauf sehen, daß er von Zeit zu Zeit sein Gastmahl gibt.“ Bei einem solchen Gastmahl „kreist der Köffel stundenlang, zwei Küchenmägde kommen und gehen und bringen immer wieder volle Schüsseln. Der Hausvater überwacht sorglich die vollbesetzten Tische, daß nicht irgendwo etwas fehlt. Die Hausfrau kommt gar nicht zu Gesicht, die wirtet unablässig in der Küche und Kammer, füllt immer neue Schüsseln, gipfelt mit Backwerk die mächtigen Teller, durchseufzt die Tüdeln mit Schmalz und Brantwein, streut Gewürz und Zucker. Und in die letzte Schüssel tut sie frisches Obst und Nüsse und seltenes Gebäck, und darüber pflanzt sie mit Beihilfe der ältesten Tochter oder der Magd einen Blumenstrauch mit Flieder und seidenen Bändern. Manchmal kommen auch ein wenig Dornen und Nesseln darunter. So kommt dieses Geruch in mehreren Exemplaren auf die Tische und kann erblicken es die Leute, fallen sie mit beiden Händen darüber her, denn hier gilt es für jeden, von den Nüssen und Blumen und Bändern seinen guten Anteil zu erkassen. Die Bäuerin hat zu diesem „Gang“ wohlweislich eine hölzerne Schüssel gewählt, denn jede andere ginge in Scherben. Es ist ein Geheiß und wildes Gejohle, im Augenblick ist die Schüssel leer, aber die Finger verhäkeln sich ineinander und zerzausen den Strauch und die Bänder, daß es ein Graus ist, und die Nüsse fliegen in den Kisten und Kollern auf dem Boden dahin. Endlich ist der Kampf entschieden und ein jeder zählt und müstert seinen errungenen Besitz, aber immer noch achtgebend, daß nicht ein fremder Arm sich räuberisch in sein Eigentum mische. Es handelt sich um nichts Geringes; welcher von den Männern die meisten Blumen und Bänder hat, der fährt, ist das Mahl vorüber, die Tochter des Hauses zum Tanz. Die Mädchen beschenken mit ihrem Erträpften solche Burschen, denen sie am meisten gewogen sind.“

Im Bann der Teufelsinsel. Wer denkt noch an die Teufelsinsel? Und doch, welche Rolle spielte sie nicht zur Zeit des unglücklichen Dreyfus-Prozesses. Sie hat dadurch etwas von historischem Charakter angenommen, und so wird auch jetzt noch dieses oder jenes darüber zu hören willkommen sein. Die Teufelsinsel ist eine der drei Salutinseln an der Küste von französisch-Guyana gegenüber von Cayenne. „Papa“, „Mama“ und das „Kleine“ nennt man diese drei nur durch schmale Wasserzungen voneinander getrennten Inseln, welche den deportierten Verbrechern Frankreichs zum Aufenthalt angewiesen werden. Der wirkliche Name der drei Geschwister ist: Pile Royale, Pile St. Joseph und Pile du diable, die „Teufelsinsel“, ein felsiges, nur von Gerölle und Steinen bedecktes Eiland, auf dem keine Pflanze, kein Baum gedeiht. Welche Mühe sich manche der Deportierten geben, um aus dem schrecklichen Aufenthalt zu entkommen, geht aus der Darstellung des Fluchtversuches des auf der Royale-Insel internierten Raubmörders Lupi hervor. Er wußte öfter der Bestattung seiner verstorbenen Leidensgenossen bei, welche in nachstehender Weise vorgenommen wird: Der Tote wird, nachdem man an seine Füße ein Bleigewicht befestigt, in einen Sarg mit beweglichem Querbrette gelegt. Dieser Sarg wird dann unter dem Klang der Kirchenglocken eine Meile weit ins Meer gefahren. Dann wird der Sarg umgestülpt, die Klappe geöffnet, und der Tote gleitet langsam in die Glut. Hierauf

gestülpte Kist seinen ungeheuerlichen Fluchtplan. In einer neben liegenden Nacht begab er sich, versehen mit Handwerkzeug, nach dem Sargmagazin. Dort zimmerte er sich aus einem der vor gefundenen Särge ein wasserdichtes Fahrzeug, das er an den Strand wälzte, und nachdem er darin Platz genommen, langsam ins Wasser schob. Bald hatte ihn die Flut erfasst, und er verließ sich darauf, daß sie ihn nach Englisch-Guyana oder nach Venezuela treiben werde. Unglücklicherweise für Lupi bemerkte der von den Antillen zurückkehrende französische Dampfer „L'Abouille“ am nächsten Tage auf dem Wasser einen Kasten treibend, der von zwei Haifischen flankiert war, welche ihre Flossen zuweilen an dem Fahrzeug rieben. Der Kapitän des Schiffes ließ ein bemanntes Boot ausfahren, die Schiffleute brachten den seltsamen Seefahrer auf das Schiff und einige Stunden später konnte Lupi, an Händen und Füßen gefesselt, seinen Kameraden auf der Royale-Insel von der merkwürdigen aller Fahrten erzählen, die wohl je ein Mensch auf dem Ozean unternommen.

Das Telephon der Indianer. Der bekannte Ururika-forscher Joseph Bach, der sein halbes Leben lang Südamerika, besonders die Gegenden am Amazonasstrome durchquert hat, berichtet in seinen Schilderungen über das „indianische Telephon“, das dort schon seit grauer Vorzeit im Betrieb ist. Dasselbe findet sich in fast jeder Malocca, wie dort die etwa ein Kilometer auseinanderliegenden Indianerdörfer genannt werden, und führt den Namen Cambaya. Es besteht aus einem ziemlich primitiven Holzinstrument, einer Art Trommel, deren unterer Zylinder etwa zur Hälfte im Sande ruht. Dieser letztere ist meistens aus Holz und Knochenteilen gearbeitet und dient als Schallleiter in der eigenartigen Bodengestaltung, durch welche jene Gegenden sich auszeichnen. Oben über dem Apparat befindet sich ein dreifacher Lederüberzug, welcher bei einigen Stämmen auch durch Kautschuk ersetzt wird. Solch Instrument befindet sich in der Hütte jedes Dorfschöpfes, und es genügt, mit einem kleinen Hammer darauf zu schlagen, um sofort von den benachbarten Dörfern gehört zu werden. Allerdings würde sich diese primitive und doch so sichere Schalleitung in gewöhnlichem Alluvialboden nimmermehr herstellen lassen. Deso sicherer aber funktioniert sie in jenen Ebenen. Die verschiedenen Dorfschöpfen haben darauf eine eigene Sprache vereinbart, welche sie ganz genau verstehen. Die Erfindung stamme übrigens aus den Zeiten, wo unter diesen Stämmen sich noch die blutigen Kämpfe und Ueberfälle abspielten. Unter dem Zwang der Not hatte man das frühere Verfahren, bei Annäherung des Feindes einfach das Ohr an den Erdboden zu drücken, dahin erweitert, daß man diese „Kerntrommel“ erfand, welche sich dort bis auf diesen Tag überall mit bestem Erfolg im Gebrauche befindet.

Markt in Deutsch-Ostafrika. Wie bei uns die Hausfrauen einen großen Teil ihrer Bedürfnisse für Küche und Keller auf den Wochenmärkten einkaufen, ebenso ziehen deren schwarze Schwärmer die Einkäufe auf den Märkten denen in den Geschäften vor. In allen Städten und Dörfern Ostafrikas werden Märkte nach Bedürfnis abgehalten. Um die Marktfrauen, die sich in ihrem resoluten Wesen wenig von ihren weißen Kolleginnen unterscheiden, gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, finden diese Märkte außer in den größeren Städten, wo bereits Markthallen gebaut sind, unter Palmen statt. Sie bieten ein lebhaftes, farbenreiches Bild. Ohne Felleisen wird auch nicht der unbedeutendste Kauf abgeschlossen. Es wird geschrien und gestikuliert; die halbnackten oder mit weißen Hemden und bunten Tüchern bekleideten Käufer und Käuferinnen entfernen sich ansehnend entrüstet und kommen gleich zum neuen Angebot zurück, bis der Handel geschlossen ist. Man sieht auf diesen Märkten alles ausgelegt, was das Land und der Gewerbesinn der Bewohner hervorbringt. Das sind Stände für Fleisch, meist Ziegenfleisch, und Fische, die einen fürchterlichen Geruch verbreiten, denn die Neger sind Feinschmecker und lieben viel Hautgout. Daneben sind Perlenschmuckstücke ausgelegt. Hier betreibt manche Hausfrau ihren Garten, sie wird mit einem neuen Schmauch nach Hause kommen, dafür aber weniger Fleisch im Topfe haben. Weiterhin gibt es lebendes Geflügel und Obst zu kaufen, herrliche Ananas, Orangen, Bananen und Kokosnüsse, alles für wenige Pfennige. Unter jedem Baume findet man Körbe mit Getreide, Hülsenfrüchten, Reis und Mais für den Engrosverkauf. Dort werden bunte Basmatien feilgeboten, weiterhin wieder Kautschukbällchen. Ein kleiner Negerknabe preßt ein Ei an, das er wahrscheinlich irgendwo gesohlen hat. Unter einem anderen Baume sind Lederwaren ausgelegt, wie Zuckersachen, Zigaretten und geröstete Heuschrecken. Daneben fällt ein Mädchen mit unnatürlich roten Lippen auf, eine Betelweiläuferin, die ihre Ware selber zu schätzen versteht. Auch für Erfrischungen ist gesorgt. Unter besonders dichtem Blätterdach hat sich eine fliegende Schänke etabliert. Hier gibt es Kaffee und aus Congafägen Tembo, den Neger Schnaps, den Marktmännlein und Weiblein gleich lieben. Hier herrscht noch reges Leben, wenn der Platz sonst schon wieder leer geworden ist.

Denkspruch.

Große Empfindungen zeigen eine starke, umfassende Seele an. Wo der Wind das Meer nur flüchtig kräuselt, da ist es flach, aber wo es Wellen türmt, da ist es tief.

Heinrich v. Kleist.